

SPRACHLICHE ‚FEHLER‘ AUS SPRACHWISSENSCHAFTLICHER SICHT

von Jan Georg Schneider

Im vorliegenden Beitrag wird die Frage ‚Was ist ein sprachlicher Fehler?‘ aus linguistischer Sicht behandelt.¹ Nach einigen Vorbemerkungen zum Fehlerbegriff geht es im ersten Abschnitt zunächst um das Problem der Fehlerkorrektur (S. 30-31). Danach wird das Thema ‚sprachliche Fehler‘ im Kontext der Forschung zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit verortet (Abschnitt 2, S. 31-32). Diese Betrachtung des Medialitätsaspekts führt zum Thema ‚Standardsprachlichkeit‘ und zu der Frage, inwiefern ein Standardbegriff auf gesprochene Sprache überhaupt sinnvoll anwendbar ist (Abschnitt 3, S. 32-34). Im vierten Abschnitt (S. 34-36) werden auf der Basis des Argumentationsgangs zwei allgemeine Thesen zum Problem des sprachlichen Fehlers formuliert und erläutert.

Zum Problem der Fehlerkorrektur

In der Linguistik ist es gängig, zwischen System- und Normfehlern zu unterscheiden: „Systemfehler bleiben unter allen Umständen Fehler, Normfehler nur unter bestimmten“ (Eisenberg 2007, S. 212; s. auch Eisenberg/Voigt 1990). Systemfehler sind vor allem Grammatikfehler im klassischen Sinne. Es handelt sich um Ausdrücke, die generell als ‚ungrammatisch‘ betrachtet und daher beispielsweise in Schüleraufsätzen mit *Gr* kenntlich gemacht werden. Bei Normfehlern dagegen handelt es sich eher um stilistische Varianten, die ‚unter bestimmten Umständen‘, d.h. in bestimmten Textsorten, Domänen², kommunikativen Praktiken (Fehler 2000), als stilistisch markiert oder unangemessen sanktioniert werden³: Zum Beispiel, wenn ein Student den ihm nicht privat bekannten Uni-Präsidenten mit ‚Hi!‘ begrüßt oder wenn ein Polizeibericht mit den Worten: ‚Hat Herr P. doch gestern glatt eine Bank ausgeplündert‘ beginnt. Begreift man die begriffliche Unterscheidung zwischen System- und Normfehler als Dichotomie, so kann man logisch festhalten, dass es sich bei allen Fehlern, die nicht ‚unter allen Umständen‘ Fehler sind, um Normfehler handeln muss. Eine weitere in der Linguistik gängige Differenzierung, die einen ganz anderen Aspekt des Fehler-Problems beleuchtet, ist die zwischen ‚Kompetenzfehlern‘ (strukturellen Fehlern) auf der einen Seite und ‚Performanzfehlern‘ (Flüchtigkeitsfehlern, Tippfehlern, Versprechern, Anakoluthen, ...) auf der anderen. Im Gegensatz zu Kompetenzfeh-

lern wird bei Performanzfehlern davon ausgegangen, dass die betreffende Person die Regel eigentlich beherrscht, sie nur in der konkreten Situation nicht richtig umsetzt. Zudem wird auch drittens zwischen sprachlichen Fehlern und sprachlichen Zweifelsfällen, d.h. Fällen, bei denen z.B. aufgrund von Sprachwandeltendenzen Unklarheit herrscht, ob es sich überhaupt um Fehler handelt, unterschieden. Im Laufe des vorliegenden Beitrags möchte ich zeigen, dass diese Unterscheidungen, besonders die erste, keineswegs unproblematisch sind. Dies deutet sich bereits an, wenn man reale Fehlerkorrekturen von Lehrpersonen betrachtet.

Hierzu führte Mathilde Hennig 2010 an der Universität Gießen eine empirische Studie durch, bei der es darum ging, „Datenmaterial zum Korrekturverhalten von Deutschlehrern zusammenzutragen“ und auszuwerten (Hennig 2012, S. 134). Diese Studie ist insofern als Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags geeignet, als sie u.a. folgenden Fragen nachgeht: Was wird von Deutsch Lehrenden als Fehler angestrichen und wie werden diese ‚Fehler‘ dabei kategorisiert? Mit 40 Probanden (15 Deutschlehrer, 2 Deutsch-Referendare, 23 Germanistik-Studenten) wurde eine Fehlerkorrektur simuliert, indem ihnen ein fiktiver Schüleraufsatz, eine Nacherzählung in der 6. Klasse, vorgelegt wurde, der absichtlich mit 25 „potenziellen Fehlern“ versehen war, darunter Systemfehler, vermeintliche Systemfehler, Normfehler, vermeintliche Normfehler, Flüchtigkeitsfehler und Zweifelsfälle. Der fiktive Schüleraufsatz war vorher von einer Deutschlehrerin als realistisch, also als potenziell authentisch, bestätigt und von einer Schülerin der 6. Klasse handschriftlich abgeschrieben worden, sodass er von den Probanden als realer Schülertext wahrgenommen werden konnte. Die Probanden erhielten die Aufgabe, den Text zu korrigieren (Hennig 2012, S. 134).

Die Ergebnisse der Studie sind bemerkenswert und seien hier grob zusammengestellt:⁴

- Von den Probanden wurden insgesamt 57 unterschiedliche ‚Fehler‘ angestrichen, also 32 mehr als bei Konstruktion des Textes eingefügt worden waren.
- Die einzelnen Probanden diagnostizierten zwischen 5 und 30 Fehlern.
- Nur vier der Probanden stellten dieselbe Fehlerzahl fest, keine zwei der Probanden stellten genau die-

selben Fehler fest, kein einziger Systemfehler wurde von allen Probanden angestrichen.

- Auch die Fehlerkategorisierung war völlig unterschiedlich: *R, Gr, Stil, A, Ugs, ...*

Folgende Beispiele sind besonders geeignet, die Fragilität des Fehlerbegriffs und die Varianz der Fehlerwahrnehmung und -korrektur, auch bei professionell mit Sprachnormen umgehenden Personen, zu verdeutlichen. Rechts von den Beispielen ist jeweils in Klammern prozentual angegeben, wie viele der Probanden den Ausdruck als fehlerhaft anstrichen:⁵

- (a) *Es handelt sich um ein Unfall* (90 %)
- (b) *Das Büro von Herr Becker* (70 %)
- (c) *Plötzlich lautes Geschrei!* (42,5 %)
- (d) *Meines Erachtens nach war es ein normaler Unfall* (27,5 %)

Dass 90 % der Probanden das Syntagma *um ein Unfall* als Fehler wahrnahmen, ist wenig verwunderlich, denn es handelt sich um ein Paradebeispiel für einen Systemfehler: Die Präposition *um* regiert in der geschriebenen Standardsprache immer den Akkusativ, und daher muss es *einen Unfall* heißen. Interessant ist aber, dass der Prozentsatz bei *Herr Becker* schon deutlich geringer ist. Unter Umständen deuten sich hier bereits Sprachwandeltendenzen an, denn die Konstruktionen *von Herr X, bei Herr X, mit Herr X* finden sich heute z.B. in privaten und beruflichen E-Mails schon auffällig häufig, auch bei Schreibern, die ansonsten kaum systematische Grammatikfehler machen. Die Beispiele (c) und (d) sind für unsere Überlegungen von besonderer Bedeutung, denn der relativ hohe Prozentsatz bei (c) ist ein Indiz für die Voreingenommenheit vieler Probanden, die sich vermutlich am traditionellen Satzbegriff („Jeder Satz muss ein Prädikat haben!“) orientieren. *Plötzlich lautes Geschrei!* ist aber auf keinen Fall grammatisch falsch, und in einer Nacherzählung handelt es sich auch nicht um einen Normfehler. Der niedrige Prozentsatz bei *meines Erachtens nach* wirft ein interessantes Licht auf das Problem des Systemfehlers. Sprachsystematisch betrachtet liegt hier nämlich ein solcher vor, denn *nach* regiert bekanntlich den Dativ. Insofern wäre hier ein höherer Prozentsatz erwartbar. Andererseits handelt es sich aber – ähnlich wie bei *meines Wissens nach* – auch um eine Analogiebildung zu *meiner Meinung nach*, bei der *meiner Meinung* als Genitiv reanalysiert wird, was aufgrund der Homonymie von Genitiv und Dativ im Femininum auch naheliegt. Die Testpersonen scheinen den Ausdruck jedenfalls als unauffällig zu empfinden und werten ihn daher nicht als Fehler. In der Tat ist hier mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Sprachwandelphänomen im Gange, denn der Ausdruck *meines Erachtens nach* ist im geschriebenen

Alltagsdeutsch – hier nicht differenziert nach informell und standardsprachlich – zweifelsohne gebräuchlich. Dies bestätigt auch eine Google-Abfrage am 2. Januar 2012: Für die genaue Wortfolge *meines Erachtens nach* werden ca. 5 Millionen Treffer angezeigt, für die sprachsystematisch einwandfreien Ausdrücke *meinem Erachten nach* und *meines Erachtens* (ohne *nach*) dagegen nur 398.000 bzw. 795.000.⁶ In der deutschen Sprachgeschichte finden sich, wenn auch vereinzelt, durchaus ähnliche Fälle wie z.B. der Ausdruck *des Nachts*, der ebenfalls sprachsystematisch abweicht (*Nacht* ist Femininum) und eine Analogiebildung zu *des Morgens, des Abends* usw. darstellt.

Halten wir also fest: *Meines Erachtens nach* ist gebräuchlich, lässt sich aber mit guten Gründen als Systemfehler werten. Wir haben es also hier mit einem durch Sprachwandel bedingten Konflikt von Gebrauch und System zu tun, der eine Herausforderung für die Grammatikschreibung darstellt. Verallgemeinert man dies, so ergeben sich hier folgende Aufgaben für die linguistische Forschung. Sie muss

1. Kriterien dafür liefern, ab wann ein im Gebrauch befindliches Phänomen nicht mehr als Fehler gewertet werden soll, oder anders ausgedrückt: ab wann ein bestimmter Ausdruck bzw. eine bestimmte Konstruktion als Standard⁷ zu betrachten ist;
2. immer wieder darauf hinweisen, dass bei der Beurteilung des Gebrauchs die jeweilige Medialität systematisch zu berücksichtigen, d.h. systematisch zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu unterscheiden ist.

Beides wird im Folgenden genauer betrachtet, wobei ich mit dem Medialitätsaspekt beginne.

Gesprochene und geschriebene Sprache – zwei unterschiedliche Medien

Ein Schreiber hat genug Zeit, seinen Text zu planen und fertig zu bauen. Ein Sprecher hat keine Zeit. Er muss seine Worte jetzt, in diesem Moment „aus der Luft“ holen. Gesprochene Sprache ist daher oft ungenau, enthält Fehler und Korrekturen. Diese Fehler und Korrekturen sind nur Gewohnheiten. Lernen Sie diese Gewohnheiten nicht. Bleiben Sie bei den Regeln. Lassen Sie sich von diesen Ungenauigkeiten nicht irritieren.

Wir zeigen Ihnen einige dieser Gewohnheiten. Nicht, damit Sie sie lernen. Sondern damit Sie sich beim Hören nicht über diese Gewohnheiten wundern.

(1) Wir machen beim Sprechen oft Fehler in der Wortposition.

(2) Wir korrigieren uns während des Sprechens.

(3) Wir starten einen Satz oft zweimal.

(4) Wir sagen oft Sätze ohne Anfang oder ohne Schluss. (Kars/Häussermann 1997, S. 212f.)

Die zitierten Formulierungen wurden einer Grundgrammatik für den DaF-Unterricht entnommen. Sie sind für das Thema des vorliegenden Beitrags in zweifacher Hinsicht aufschlussreich. Zum einen werden hier mediale Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit benannt: Die geschriebene Sprache – genauer gesagt: die Textur der geschriebenen Sprache (vgl. Stetter 1997, S. 273ff.) – ist starr; sie lässt sich beliebig oft überarbeiten und korrigieren, bevor sie ,in

zu planen und fertig zu bauen. Ein Sprecher hat keine Zeit.“), werden die Autoren dem Phänomen spontaner mündlicher Kommunikation nicht gerecht, da sie gesprochensprachliche Äußerungen mit den Maßstäben des geschriebenen Standards messen.⁸ Um die prototypischen medialen Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache deutlicher zu machen, seien einige wichtige hier schematisch aufgelistet und einander gegenübergestellt⁹:

Gesprochene Sprache	Geschriebene Sprache
zeitlich	räumlich/flächig
lautlich	visuell
ephemer (flüchtig)	persistent (starr, bleibend)
inkrementell	als fertiges Produkt (Textur) vorliegend
irreversibel (Einheit von Produktion und Rezeption)	reversibel (Trennung von Produktion und Rezeption)
synchron	asynchron
„Online“-Dialogizität	„Offline“-Dialogizität
Lautkontinuum, nicht aus diskreten Elementen bestehend	digital, aus diskreten Elementen bestehend

Umlauf⁶ gebracht, zur Rezeption freigegeben wird. Erst in der Rezeption wird die Textur zum Text: Der Text ist das, was wir verstehen, wenn wir die Textur entziffern. Die gesprochene Sprache dagegen ist flüchtig: Der Sprecher muss seine Worte „jetzt, in diesem Moment ,aus der Luft“ holen“. Dies führt, wie in (1) bis (4) exemplifiziert, zu spezifischen Mündlichkeitsphänomenen, die in der Tat mit der fehlenden Planbarkeit, dem „Online-Charakter“ der prototypischen gesprochenen Sprache (Auer 2000) zusammenhängen. Zum anderen zeigt sich in dem Zitat aber auch eine sehr deutliche Abwertung solcher Phänomene: Der Lernende möge sich diese „Gewohnheiten“ und „Ungenauigkeiten“ auf keinen Fall zu eigen machen; vielmehr soll er sich an den Regeln der Schriftsprache, genauer gesagt: des geschriebenen Standards, orientieren („Bleiben Sie bei den Regeln“). Dieses ‚written language bias‘, diese ‚Schriftbrille‘, zeigt sich besonders deutlich in den Beispielen für angebliche „Fehler in der Wortposition“, die im Anschluss an die zitierte Passage angeführt werden:

- *Ich habe mein goldenes Armband verloren diese Woche.*
- *Klar, das ist mein goldenes Armband, das ich suche seit acht Tagen!*
- *Ob ich alles gelesen habe, alle die dicken Bücher?* (Kars/Häussermann 1997, S. 213)

Sind das „Fehler in der Wortposition“? – Obwohl einige mediale Unterschiede zwischen gesprochener Sprache in der eingangs zitierten Passage durchaus zutreffend, plastisch und verständlich beschrieben werden („Ein Schreiber hat genug Zeit, seinen Text

Auf der Basis des bisher Gesagten lässt sich als Zwischenfazit festhalten:

- Gesprochene und geschriebene Sprache sind zwei unterschiedliche Medien¹⁰. Man hat es mit unterschiedlichen medialen Verfahren zu tun, wie Worte erzeugt und rezipiert werden.
- Bei der Beurteilung sprachlicher Korrektheit und der Identifizierung sprachlicher Fehler muss diese unterschiedliche Medialität berücksichtigt werden.
- Ein Fehler im Schriftlichen ist nicht dasselbe wie ein Fehler im Mündlichen, und das bedeutet: Wenn wir im Mündlichen überhaupt von Fehlern sprechen wollen, dann muss hier vonseiten der Sprachdidaktik ein anderer Standard angesetzt werden als im Schriftlichen.

Das Problem des Standards

Wie wir an anderer Stelle dargelegt haben (Schneider/Albert i. Dr.), kann es sich bei dem zu (re-)konstruierenden Standard nicht um einen kodifizierten, präskriptiven Standard im Sinne Ammons (2005) handeln, sondern um einen Gebrauchsstandard (vgl. etwa Eichinger 2005, Eisenberg 2007). Wir gehen von der Hypothese aus, dass es auch im Mündlichen einen De-facto-Standard gibt, an dem sich Sprecher implizit orientieren und der sich vielfach vom kodifizierten Schriftstandard unterscheidet, z.B. weil er deutlich mehr Varianz aufweist und nicht förmlich gelehrt wird. Vielmehr handelt es sich um eine überregional verständliche, auch in formelleren Kontexten unauffällige „alltägliche Sprechsprache“ (Durrell 2006, S.114). Diese Kriterien – Überregionalität und pragmatische Unauffällig-

keit – werden auch in dem Artikel „Standarddeutsch“ des aktuellen Zweifelsfälle-Duden (7. Auflage) betont:

[...] Gesprochene und geschriebene Sprache haben sich wechselseitig beeinflusst, einander angenähert und angeglichen. Dennoch sind sie strukturell nicht identisch. Es ist daher sinnvoll, begrifflich zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Standardsprache zu unterscheiden: Mündliche Äußerungen wie *Sie ist sicherlich schon gegangen, weil ihr Mantel hängt nicht mehr an der Garderobe* sind überregional verbreitet und im Gesprochenen als standardsprachlich einzustufen. [...] Die meisten Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen verwenden heute in formelleren Kontexten eine Sprache, die sich in der Grauzone zwischen „Nicht-mehr-Dialekt“ und „Noch-nicht-Schriftsprache“ bewegt. [...] Kein Muttersprachler verwendet durchgehend die Standardsprache; insofern kann nur von einem standardnahen und einem weniger standardnahen Sprachgebrauch die Rede sein, sowohl im Mündlichen als auch im Schriftlichen. Standardnahes Sprechen und Schreiben heißt dann: sich unauffällig und sicher in verschiedenen eher formellen Kontexten bewegen können. (Duden 2011, S. 858f.)

Die Frage ist nur: Wie lässt sich ein solcher Gebrauchsstandard empirisch ermitteln? Wie kann man den Begriff ‚Standarddeutsch‘ extensional sinnvoll eingrenzen? Welche Untersuchungskorpora sollen hier zugrunde gelegt werden? In Bezug auf das geschriebene Standarddeutsch der Gegenwart hat Peter Eisenberg in einem Artikel zu seiner Neubearbeitung des Zweifelsfälle-Duden (vorletzte, 6. Auflage) vorgeschlagen, Korpora der überregionalen Presse auszuwerten. Zeitungen wie die „Süddeutsche“, die „Frankfurter Allgemeine“ und „DIE ZEIT“ sind für ihn Trägerinnen des Standarddeutschen; sie setzen – so Eisenberg (2007, S. 217) – „in Deutschland das Maß“. Eine solche Betrachtungs- und Vorgehensweise mag manchen zunächst irritieren, sie ist aber durchaus plausibel: Der empirisch orientierte Grammatiker sucht nach Domänen und Kontexten, in denen standardnahes Schreiben erwartbar ist. Dem möglichen Einwand, dass das Pressedeutsch selbst eine besondere Varietät darstelle, kann man begegnen, indem man das Korpus durch andere Arten von Gebrauchstexten (Sachtexte, eventuell auch bestimmte Formen von Belletristik) ergänzt. Jedenfalls ändert der Einwand nichts an der Plausibilität des Vorschlags, denn es stellt sich die Frage nach besseren Alternativen: Einzelne Modelltexte und -autoren zu nehmen (vgl. etwa Ammon 2005, S. 33), würde denselben Einwand hervorrufen, das Korpus wäre aber kleiner und die empirische Grundlage dünner. Und sich ausschließlich auf die Kompetenz und das subjektive Sprachgefühl der Grammatikbuchschreiber zu verlassen, kann heute sicherlich

nicht mehr überzeugen. Auch der Einwand, dass die Journalisten, deren Texte von Eisenberg als Maßstab genommen werden, sich selbst nach dem Duden und anderen Grammatiken richten, scheint nur auf den ersten Blick schlagend. Die schreibende Zunft schaut ja nur dann nach, wenn Unsicherheiten auftreten. Wenn Ausdrücke wie *im Sommer diesen Jahres* von vielen professionellen Schreibern unhinterfragt verwendet werden, ist dies eben ein seismographisches Indiz dafür, dass solche Konstruktionen zum Standard geworden sind oder zumindest dabei sind, es zu werden. Wir haben es hier also mit einer Art produktiver Schleife zu tun: Die Zirkularität des Verfahrens wird dem Medium Sprache, in dem wir alle uns täglich – beim Denken und Handeln – bewegen, durchaus gerecht (vgl. auch Cherubim 1980). Auch wenn nun beklagt werden mag, dass dann auch ‚Systemfehler‘ wie *meines Erachtens nach* irgendwann Eingang in die Grammatikschreibung finden könnten, so kann man wieder zurückfragen: Wäre es besser, wenn die Grammatikschreibung den Sprachwandel nicht anerkennen und empiriefrei agieren würde? Die Lösung wird darin liegen, empirische Befunde (Korpusdaten und Sprecherurteile) sorgfältig und im Einzelfall gegen sprachsystematische Aspekte abzuwägen.

Entscheidend für unseren Argumentationsgang ist nun Folgendes: Das Problem des Verhältnisses von Empirie und Norm stellt sich im Prinzip für die gesprochene Sprache ebenso dar wie für die geschriebene. Beide sind wandelbar und variabel, beide kommen in unterschiedlichsten Domänen und kommunikativen Praktiken vor. *Weil* mit Verbzweitstellung beispielsweise ist auch in der informellen Schriftlichkeit, u.a. in der computervermittelten Kommunikation, frequent. In der geschriebenen Standardsprache dagegen gilt diese Konstruktion (noch) als nicht korrekt.

Unser Plädoyer geht also in die Richtung, sowohl für das geschriebene als auch für das gesprochene Deutsch jeweils einen variablen, zum Teil auch regional variierenden¹¹ Gebrauchsstandard, der empirisch fundiert ist, zu (re-)konstruieren. Welche Korpora könnte man für das überregional gebräuchliche und verständliche, auch in formelleren Kontexten unauffällige Deutsch anlegen? Nachrichtensprecher scheiden jedenfalls aus, denn sie lesen ja schriftsprachliche Texte vor, sind in besonderer Weise geschult und befinden sich nicht in spontaner Interaktion. In Analogie zur überregionalen Presse kommen hier wohl viel eher seriöse überregionale Talkshows wie „Günther Jauch“ oder „Anne Will“ infrage, deren Diskutanten sich um überregionale, öffentliche Verständlichkeit bemühen, sich mehr oder weniger in einer spontanen Interaktion äußern und dabei sehr häu-

fig. gesprochen sprachliche Grammatikkonstruktionen (weil mit Hauptsatzstellung, Apokoinu-Konstruktionen, Adverbialklammern usw.) verwenden.

In einem Projekt der Universität Koblenz-Landau werten wir derzeit solche Talkshows sowie Tonaufnahmen des gymnasialen Oberstufen-Unterrichts aus. Auch bei diesem Schul-Korpus ist über weite Strecken – so die Hypothese – insbesondere bei den Deutschlehrern ein Bemühen um standardnahes Sprechen, genauer gesagt, um das, was sie dafür halten, wahrscheinlich. Zudem eignen sich die Unterrichtsgespräche auch deshalb, weil sich im impliziten und expliziten Korrekturverhalten subsistente Normorientierungen zeigen können.¹² Spezifische mündliche Konstruktionen, die in solchen standardnahen Gesprächssequenzen regelmäßig auftauchen, sind Kandidaten für den gesprochenen Gebrauchsstandard bzw. für das „Standardsprachkontinuum“ (Knöbl 2012, S. 215f.) des Mündlichen. Neben den auch in der neuen Duden-Grammatik genannten mündlichen Konstruktionen wie Apokoinu, Referenz-Aussage-Struktur und ursprüngliche Subjunktion mit Verbzweitstellung finden sich in unserem Korpus u.a. auch zahlreiche ‚Das-mit-x-Konstruktionen‘ wie: „also das mit dem versAger das find ich jetzt bisschen SCHWIERig“.¹³

Überregionale Talkshows und Unterrichtsgespräche der Oberstufe bilden u.E. zusammen für den gesprochenen Gebrauchsstandard eine ähnlich angemessene Korpusgrundlage wie die überregionalen Presstexte für den geschriebenen. Gesprochene und geschriebene Sprache haben sich in unserer literalen Kultur immer weiter angenähert, und dennoch gibt es aufgrund der unterschiedlichen medialen Bedingungen („Online-Syntax“) partielle strukturelle Unterschiede zwischen beiden. Die zunehmende Annäherung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, auch bedingt durch die Zunahme und öffentliche Sichtbarkeit informeller Schriftlichkeit, macht es jedenfalls notwendig, den Standardbegriff neu zu überdenken. Wenn wir überhaupt von ‚Standardsprache‘ als Varietät sprechen wollen – wir könnten ja auch einen anderen Terminus wählen –, dann müssen wir aufgrund der genannten medialen Unterschiede zwischen geschriebenem und gesprochenem Standard unterscheiden (Schneider 2011). Es erscheint jedenfalls nicht sinnvoll, auf der einen Seite weiterhin von einem mehr oder weniger starren Schriftstandard auszugehen und auf der anderen De-facto-Standards in der gesprochenen Sprache zu ignorieren oder ideologisch zurückzuweisen. Die Lösung liegt u.E. in der Beschreibung medialitätsspezifischer, variabler Gebrauchsstandards (Schneider/Albert i. Dr.).

Schlussbetrachtung

Auf der Basis des bisherigen Argumentationsgangs werden im Folgenden zwei allgemeine Thesen zum Problem des sprachlichen Fehlers formuliert und kommentiert. Ich begreife diese als Denkanstöße insbesondere für eine weitere Diskussion in der Sprachdidaktik (DaM, DaZ und DaF) sowie für öffentliche Diskussionen zum Thema Sprachrichtigkeit und ‚Sprachverfall‘¹⁴:

These 1: Die Korrektheit und Angemessenheit einer sprachlichen Äußerung kann immer nur mit Bezug auf a) die jeweilige Sprachvarietät (Standardsprache, Dialekt, ...), b) die jeweilige kommunikative Praktik und die individuelle Kommunikationssituation, c) die jeweilige Sprachmedialität (mündlich, schriftlich, computervermittelt, ...) beurteilt werden.

Kommentar: Wenn der Terminus *Varietät* hier gebraucht wird, dann wird dabei vorausgesetzt, dass Varietäten – ebenso wie Sprachen – keine homogenen Gebilde sind, sondern intern wiederum eine große Varianz aufweisen und de facto ineinander übergehen. Der Begriff der Varietät lässt sich auf Standardsprachen und Dialekte anwenden, wenn man in Rechnung stellt, dass es sich hierbei nicht um klar abgrenzbare Phänomene handelt. Adäquater ist es daher, nicht von Standardsprache, sondern von einem mehr oder weniger standardnahen Schreiben und Sprechen mit domänenspezifischen Ausprägungen zu reden. Der Standard wird zudem nicht zur allgemeinen Norm erhoben, vielmehr lässt sich hier eine situationsbezogene Wenn-dann-Regel formulieren: Wenn du standardnah schreiben oder sprechen willst, dann verwende eher diese als jene Ausdrücke und Konstruktionen.¹⁵ Bei Unsicherheit, welche Ausdrücke im Einzelnen als standardsprachlich korrekt eingestuft werden, kann man sich z.B. im Zweifelsfalle-Duden Rat holen, der sich allerdings noch überwiegend auf die geschriebene Sprache bezieht, auch wenn er den Begriff des gesprochenen Standards – wie in Abschnitt 3 (S. 33) zitiert – mittlerweile aufgenommen hat.

Nicht in allen kommunikativen Praktiken und Situationen ist standardnahes Sprechen und Schreiben angemessen. Häufig ist man sozial deutlich erfolgreicher, wenn man andere Varietäten, Register und Stile beherrscht: Ein zugezogener Junge in einem Pfälzer Fußballverein z.B. ist unter Umständen clever, wenn er sich regionale Sprechweisen aneignet. Von Jugendlichen zu verlangen, auf dem Schulhof Standarddeutsch zu sprechen, ist nicht nur wirkungslos, sondern auch kontraproduktiv. Allerdings gibt es Kontexte, in denen Standardsprache erwartet wird.¹⁶ Wenn etwa in der Do-

mäne Schule in der kommunikativen Praktik ‚Nach-
erzählung verfassen‘ standardsprachliches Schreiben
verlangt ist, dann sind dort bestimmte Ausdrücke wie
es handelt sich um ein Unfall (siehe oben Abschnitt 1,
S.31) natürlich als Fehler einzustufen. In Zweifelsfäl-
len wie *gewunken/gewinkt* oder bei ‚Systemfehlern‘,
die möglicherweise im Begriff sind, zum Standard zu
werden,¹⁷ sind quantitative Korpusanalysen über einen
längeren Zeitraum erforderlich, um dem Sprachwan-
del gerecht zu werden. Hier greift dann Kellers häufig
zitiertes Bonmot, dass die „systematischen Fehler von
heute [...] mit hoher Wahrscheinlichkeit die neuen Re-
geln von morgen“ sind (Keller 2004, S. 5).¹⁸

Wie im vorliegenden Beitrag betont wurde, müssen
bei der empirischen Beschreibung des standardsprach-
lichen Wandels auch Medialitätsaspekte berücksich-
tigt werden, insbesondere solche, die mit der ‚On-
line-Syntax‘ im Sinne Auers zu tun haben (vgl. oben
Abschnitt 2 und 3, S. 31-34). Untersucht man reale
sprachliche Äußerungen, dann stellt man fest, dass ge-
sprochensprachliche Syntaxkonstruktionen (wie z.B.
Referenz-Aussage-Strukturen) auch in formelleren,
überregionalen Sprechsituationen regelmäßig verwen-
det werden und dort als unauffällig akzeptiert sind. Es
gibt daher keinen Grund, sie als ‚standardsprachlich
nicht korrekt‘ oder ‚umgangssprachlich‘ einzuordnen
(vgl. hierzu ausführlich Schneider 2011).

These 2: Einen ‚Fehler‘ sollten wir etwas nur dann
nennen, wenn es korrekturbedürftig ist, d.h. wenn es
den jeweiligen Anforderungen nicht entspricht. Das
Angemessenheitskriterium schließt das Korrektheits-
kriterium in gewissem Sinne mit ein, denn das sprach-
lich Angemessene ist per se nicht korrekturbedürftig.
– Welche Konsequenzen hat dies für den Begriff
des ‚Systemfehlers‘?

Kommentar: Durch die Formulierung ‚einen Fehler
sollten wir etwas nur dann nennen‘, statt etwa der on-
tologischen Redeweise ‚ein Fehler ist etwas nur dann‘
wird die pragmatische Ausrichtung der These verdeut-
licht. Wir machen etwas zum Fehler dadurch, dass wir
in bestimmten Kontexten, Domänen, Situationen be-
stimmte Anforderungen stellen. Dies entspricht im Üb-
rigen auch der allgemeinen, nicht nur auf Sprache be-
zogenen Fehler-Definition des Deutschen Instituts für
Normung (DIN), das einen Fehler als „Nichterfüllung
einer Anforderung“ charakterisiert (DIN EN ISO 9000,
2005). – Kehrt man die These um, so lässt sich auch
sagen: Wenn etwas nicht korrekturbedürftig ist, dann
ist es auch nicht angebracht, es einen Fehler zu nennen.
Als Beispiel lässt sich die generelle Kleinschreibung
vor allem in privaten, aber auch in beruflichen E-Mails

anführen, die von manchen, auch von sehr kompeten-
ten Schreibern verwendet wird. Welche Anforderung
ist hier nicht erfüllt? Wenn sich die Kleinschreibung in
einigen Domänen eingebürgert hat, lässt sich die Kate-
gorie ‚Fehler‘ darauf kaum sinnvoll anwenden – es sei
denn, man würde eine Anforderung aus anderen Do-
mänen (‚Schreib nach den Regeln des geschriebenen
Standards!‘) darauf übertragen.

Diese Betrachtung des Fehlerbegriffs stellt nun den
Begriff des Systemfehlers – zumindest so, wie er ein-
gangs nach Eisenberg/Voigt eingeführt wurde – in
Frage. „Systemfehler bleiben unter allen Umständen
Fehler.“ Wenn man These 2 vertritt, gibt es dann über-
haupt Phänomene, die ‚unter allen Umständen‘ Fehler
bleiben? Sind Systemfehler nicht letzten Endes auch
Normfehler? Echte Kandidaten für Systemfehler im
strikten Sinne sind Grammatikfehler, wie sie etwa von
DaF-Schülern gemacht werden (z.B. falsche Genus-
Zuweisung), auch die irrtümliche Verwendung von
Fremdwörtern und bestimmte Arten von Orthografie-
fehlern. Diesbezüglich schwer einzuordnen und sprach-
philosophisch interessant sind Tippfehler. Hierbei han-
delt es sich per definitionem nicht um Kompetenzfehler
(s. auch Abschnitt 1, S. 30-31). Tippfehler werden z.B.
in privater E-Mail- und Chat-Kommunikation in vielen
Fällen toleriert oder sogar akzeptiert (vgl. Albert i. Dr.,
S. 156). Vielleicht gehört es manchmal sogar schon
zum guten Ton, Tippfehler zu machen, um zu zeigen,
wie beschäftigt man ist, wie wenig Zeit man hat. Ist es
dann noch sinnvoll, von Fehlern zu sprechen? Wann
sind Tippfehler korrekturbedürftig? – Nicht korrektur-
bedürftig sind sie auf jeden Fall, wenn die betreffenden
Ausdrücke als Beispiele für Tippfehler angeführt wer-
den, wenn sie also den Begriff ‚Tippfehler‘ exemplifi-
zieren sollen. Solche Formen der Selbstbezüglichkeit
und Exemplifikation, die sich auf andere Fehlertypen
übertragen lassen, markieren extreme Grenzfälle und
zeigen, dass es in diesem strikten Sinne gar keine Phä-
nomene gibt, die ‚unter allen Umständen Fehler blei-
ben‘, und dass Angemessenheit letztlich schwerer wiegt
als Systemkonformität.

In vielen Kontexten ist das vermeintlich Unkorrekte
durchaus angemessen. Es verstößt dann gegen keine
Anforderung und ist daher auch nicht fehlerhaft. Aus
diesem Grunde ist es terminologisch sinnvoll, zwi-
schen ‚Fehlern‘ und ‚Abweichungen‘ zu unterschei-
den. Abweichungen von der Norm bringen immer
wieder sprachliche Innovationen hervor (vgl. bereits
Cherubim 1980, Gaede 2001). Eine solche kreative
Abweichung liegt z.B. vor, wenn der Kabarettist Kon-
rad Beikircher die rheinländische Tendenz zu Superla-
tiven mit dem Ausdruck *der Allereinigste überhaupt*

aufs Korn nimmt. Die Werbung und viele Formen der Kunst leben von solchen Abweichungen, die ins Auge springen und neugierig machen. An solchen Beispielen sieht man, dass Sprache ein übermächtiges Phänomen ist: Sie wird von ihren Sprechern und Schreibern durch kreative Abweichungen lebendig gehalten – Abweichungen, die sich in vielen Fällen nicht sinnvoll als Fehler bezeichnen lassen.

Anmerkungen

- ¹ Es handelt sich um die schriftliche Ausarbeitung eines gleichnamigen Vortrags, den ich im Juni 2012 bei einer Tagung über das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit, organisiert von Jochen A. Bär und Thomas Niehr, in Aachen gehalten habe.
- ² Unter Domänen verstehe ich – wie Bußmann (2002, S. 177) – „ein Bündel von sozialen Situationen [...], die durch spezifische Umgebungsbedingungen [...] und Rollenbeziehungen zwischen den Interaktionsteilnehmern sowie durch typische Themenbereiche gekennzeichnet sind (Schule, Familie, Arbeitsplatz, staatliche Administration etc.)“.
- ³ Sie werden in Schüleraufsätzen häufig mit *A* (Ausdrucksfehler) oder auch *Stil* korrigiert.
- ⁴ Die Ergebnisse sind in Hennig 2012, S. 136-142, ausführlich dokumentiert.
- ⁵ Vgl. Hennig 2012, S. 138 (Übersicht 7) und S. 140 (Übersicht 9).
- ⁶ Hiermit soll selbstredend nicht behauptet werden, dass der Ausdruck *meines Erachtens* bereits veraltet und im Sprachwandelprozess durch *meines Erachtens nach* ersetzt wird. Aufgrund der extrem hohen Trefferzahl liefert die Google-Abfrage aber einen Hinweis, dass *meines Erachtens nach* im Gegenwartsdeutschen verbreitet ist. Ansonsten ist natürlich zu berücksichtigen, dass Google-Abfragen nur sehr beschränkt aussagekräftig und viel zu undifferenziert sind. In dem speziellen Fall muss insbesondere beachtet werden, dass sich die gesuchte Konstruktion *meines Erachtens nach* nicht sauber von Fällen trennen lässt, bei denen der alternativen Konstruktion *meines Erachtens* z.B. eine von *nach* regierte Präpositionalphrase folgt: *Diese Chance ist meines Erachtens nach dem Erscheinen der Inserate nur unzulänglich genutzt worden*. Eine Parallel-Recherche im IDS-Korpus „W-Öffentlich“ („Archiv der geschriebenen Sprache“) lieferte für *meines Erachtens nach* 1274 Treffer. Eine manuelle Auszählung ergab, dass davon (nur) 36 dem Schema *meines Erachtens* + *nach* + NP oder *meines Erachtens* + *nach wie vor* folgten; alle anderen waren tatsächlich Fälle der Konstruktion *meines Erachtens nach*. In „W-Öffentlich“ wurden, ebenfalls am 2.1.2012, für *meines Erachtens* (ohne *nach*) 25.274 Treffer ermittelt, für *meinem Erachten nach* lediglich 8. Dieser extrem niedrige Wert deutet darauf hin, dass *meinem Erachten nach* zwar sprachsystematisch korrekt konstruiert, aber ungebräuchlich ist. Die verhältnismäßig hohe Trefferzahl bei Google ist vermutlich u.a. darauf

zurückzuführen, dass ein nicht geringer Teil der Fälle in Kontexten auftritt, in denen sprachkritisch-metasprachlich über den Zweifelsfall *meines Erachtens nach* / *meinem Erachten nach* (etwa in Foren) diskutiert oder dieser (etwa in *Duden online*-Artikeln) erläutert wird. Stichproben bestätigen diese Annahme.

- ⁷ Vgl. hierzu Abschnitt 3 „Das Problem des Standards“, S. 32-34.
- ⁸ Wobei in diesen Fällen sogar fraglich ist, ob die Sätze im geschriebenen Standard korrekturbedürftig wären.
- ⁹ Vgl. auch Dürscheid (2006, S. 26f.), Stetter (2005, S. 70-78).
- ¹⁰ Medien sind keine bloßen ‚Transportmittel‘ oder Instrumente, sondern Verfahren der Zeichenprozessierung; zum Medienbegriff genauer Schneider (2008).
- ¹¹ Diese stärkere regionale Varianz hängt auch mit der heute immer weiter zunehmenden gesellschaftlichen Verbreitung standardnahen Sprechens und Schreibens zusammen. Bezogen auf regionale Aussprachestandards schreibt Hollmach (2007, S. 41) dementsprechend: „Je mehr der Gebrauch des Standards zunimmt, desto eher unterliegt er Veränderungen, begleitet von regionalsprachlichen Färbungen.“
- ¹² Vgl. hierzu auch Knöbl (2012, S. 215-232), der in seiner Monografie genau herausarbeitet, wie Lehrer in bestimmten Unterrichtssituationen, z.B. beim Instruieren, ein Code-Switching oder -Shifting zwischen Standard- und Non-Standardformen funktional einsetzen und damit auch markieren, was sie implizit für Standard halten.
- ¹³ Bei diesem Beispiel handelt es sich sowohl um eine *Das-mit-dem-x*-Konstruktion als auch um eine Referenz-Aussage-Struktur.
- ¹⁴ Eine konkrete didaktische Umsetzung der hier erörterten Zusammenhänge findet sich in Schneider/Hackländer (2012). Zum Thema *Sprachverfall* siehe etwa die GEO-Ausgabe 11/2012 mit dem reißerischen Titel: „Der Untergang der deutschen Sprache?“.
- ¹⁵ Vgl. hierzu auch Eisenberg (2007, S. 226).
- ¹⁶ Vgl. hierzu auch die „Bildungsstandards im Fach Deutsch für den Mittleren Schulabschluss“, die den Gebrauch des gesprochenen Standards im Kompetenzbereich „Sprechen und Zuhören“ ausdrücklich vorsehen (8) und „in der Standardsprache sprechen“ als Anforderung an die mündliche Darstellung nennen (19); s. Literaturverzeichnis: Beschlüsse der Kultusministerkonferenz.
- ¹⁷ Ist die in Abschnitt 1 „Zum Problem der Fehlerkorrektur“ (S. 30-31) diskutierte Konstruktion *meines Erachtens nach* ein solcher Fall?
- ¹⁸ Keller selbst liefert in einem 1980 publizierten Aufsatz, wenn man ihn heute rückblickend liest, einen amüsanten Beleg für seine Sprachwandel-Regel: Er nennt den Satz „Ich wollte mir eine neue Jeans kaufen“ als Beispiel für einen Grammatikfehler. Kellers Kommentar zu diesem Fehler: Zu diesem Beispiel sei zu sagen, „daß auch ich Jeans als Plural empfinde und auch so verwende, aber neu-lich von kompetenter Seite erfahren habe, daß Jeans auch als Singularform verwendet werden kann.“ (Keller 1980,

S. 32). Dazu ist zu sagen: Wer verwendet *Jeans* heute noch als Pluralform, wenn damit *eine* Hose gemeint ist?

Literatur

- Albert, Georg (i. Dr.): Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum. Berlin: Akademie-Verlag.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter (Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), S. 28-40.
- Auer, Peter (2000): Online-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur, 85/2000, S. 43-56.
- Beschlüsse der Kultusministerkonferenz. Bildungsstandards im Fach Deutsch für den Mittleren Schulabschluss. Beschluss vom 4.12.2003.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Cherubim, Dieter (1980): Abweichung und Sprachwandel. In: Ders. (Hg.) (1980): Fehlerlinguistik. Tübingen: Niemeyer (= RGL 24), S. 124-152.
- Duden (2006): Die Grammatik. Nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung 2006 überarbeiteter Neudruck der 7., völlig neu überarbeiteten und erweiterten Aufl., Bd. 4. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- Duden (2007): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 6., vollständig überarbeitete Aufl., Bd. 9. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- Duden (2011): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 7., vollständig überarbeitete Aufl., Bd. 9. Mannheim: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (2006): Einführung in die Schriftlinguistik. 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Durrell, Martin (2006): Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. In: Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge 4), S. 111-122.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Wer fest steht, kann sich freier bewegen. Freiheit im Rahmen standardsprachlicher Normen. In: Eichinger, Ludwig M./Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter (= Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), S. 1-6.
- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, 3/2007, S. 209-228.
- Eisenberg, Peter/Gerhard Voigt (1990): Grammatikfehler? In: Praxis Deutsch 17, S. 10-15.
- Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur, 85/2000, S. 23-42.
- Gaede, Werner (2001): Abweichen von der Norm. Enzyklopädie kreativer Werbung. München: Langen-Müller.
- Hennig, Mathilde (2012): Was ist ein Grammatikfehler? In: Günthner, Susanne/Wolfgang Imo/Dorothee Meer/Jan Georg Schneider (Hg.) (2012): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin u.a.: de Gruyter (= RGL 296), S. 125-151.
- Hollmach, Uwe (2007): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. Frankfurt a. M. u.a.: Lang.
- Kars, Jürgen/Ulrich Häussermann (1997): Grundgrammatik Deutsch. Braunschweig: Diesterweg.
- Keller, Rudi (1980): Zum Begriff des Fehlers im muttersprachlichen Unterricht. In: Cherubim, Dieter (Hg.) (1980): Fehlerlinguistik. Tübingen: Niemeyer (= RGL 24), S. 23-42.
- Keller, Rudi (2004): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? <<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf>> (29.5.2012).
- Knöbl, Ralf (2012): Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktion von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse. Heidelberg: Winter.
- Schneider, Jan Georg (2008): Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive. Berlin/New York: de Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 29).
- Schneider, Jan Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 39/2011, S. 165-187.
- Schneider, Jan Georg/Astrid Hackländer (2012): ‚Korrektes Deutsch‘? Eine Spracherkundung im Unterricht. In: Deutschunterricht, 4/2012, S. 38-44.
- Schneider, Jan Georg/Georg Albert (i. Dr.): Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist. In: Hagemann, Jörg/Wolf Peter Klein/Sven Staffeldt (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg.
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück.
- Der Autor ist Professor für Germanistische und Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Koblenz-Landau (Campus Landau).